



Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmayer'schen Laibacher Zeitung.

Gesundheits-Officiere und Apotheken in Paris.

Wenn man wohl nicht leicht an irgend einem Orte in der Welt häufiger als in Paris in Versuchung geräth, seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen; so hat man dagegen auf der andern, auch nirgends mehr Gelegenheit, dieselbe wieder herzustellen — oder soll ich lieber sagen, völlig zu Grunde zu richten? denn der Almanac de Paris nennt allein über achthalsbhundert privilegirte Officiers de Santé. Rechnet man zu diesen die unzunstmässigen Pfluscher, die Geheimnißkrämer, und die Charlatane, deren Anzahl Legion ist, so läßt sich kaum begreifen, wie in Paris noch nicht allein Ärzte, sondern Menschen überhaupt leben können. Ich kenne einige Practiker von großen Kenntnissen und Einsichten, die ihren Ruhm mit Recht verdienen; aber fast möchte ich hinzusetzen: Numero vix sunt totidem, quot divitis ostia Nilii. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt; welches sogar bey weiten von den mehrsten gilt, die wirklich im Ruhe stehen.

Eine Eigenschaft, wodurch die Practiker in Paris sich gleich bey dem ersten Anblicke von den mehrsten ihrer deutschen Amtsbrüder unterscheiden, ist eine gewisse Redseligkeit, die, fast Allen ohne Unterschied eigen, zum Theil durch den Nationalcharacter erzeugt, und nothwendig ge-

macht wird, und sehr häufig in eben dem Grade zunimmt, in welchem Talent und Erfahrung abnehmen. Freylich, wer hier Beyfall findet, wer sein Glück machen will, der muß vor all Dingen schwagen können. Er mag immerh weniger Kenntnisse besitzen, wenn er nur seinen kleinen Vorrath auszukramen, ans Licht zu stellen, besonders aber seine glücklichen Curen in gebührendem Aufwande von Worten zu erzähl weiß. Dazu gehört allerdings ein gewisser Grad von Charlatanerie; allein stille Bescheidenheit ist ein Verdienst, welches hier nicht einmahl erkaunt, geschweige denn hervorgezogen wird, und ich bin überzeugt, die mehrsten unserer großen ättern Ärzte würden mitten in den siechen Paris, ihrer Einflußigkeit wegen, Hungers sterben während ein geschwägiger Jähling, obgleich übriggens nicht werth, ihnen die Schubriemen aufzulösen, Gold und Bewunderung einerntete.

Unter diesen Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie es zuweilen bey den sogenannten Consultationen hergeht. Man pflegt nämlich in Paris, bey jeder nicht völlig unbedeutenden Krankheit, drey bis vier Ärzte zugleich zu Hülfen zu rufen: wie es scheint, um durch ihre Quantität zu ersetzen, was etwa der Qualität abgeht. Obgleich in dergleichen Fällen der Hausarzt des Kranken gewöhnlich ein Wort mehr zu sagen hat, so entscheidet doch die Mehrheit der Stimmen, und es giebt dabey zuweilen Auftritte, welche denen, die Moliere und andere Theaterdichter auf die Bühne gebracht haben,

Echtheit und Anstößigkeit nichts nach-

en. Auch mag der Kranke sich Glück wünschen, wenn sie nicht in seiner Gegenwart und auf die Unkosten vorfallen, wie ich davon erst vor kurzem ein merkwürdiges Beispiel sah. Der Patient hatte nämlich drey Ärzte, welche darüber einig waren, daß die ersten Wege gereinigt werden müßten. Aber es fragte sich, ob das oben oder nach unten zu geschehen sollte. Der Hausarzt wollte ihn purgiren, die beyden andern hingegen bestanden darauf, er müsse ein Brechmittel nehmen. Nachdem man lange, wenn nicht in bester Form, doch wenigstens nach besten Kräften gestritten hatte, mußte der Hausarzt, welcher sich überstimmt sah, nachgeben. Doch machte er ausdrücklich zur Bedingung, daß der Kranke wenigstens den folgenden Tag nach dem Brechmittel purgirt würde: welches man ihm zugestand, und dadurch den collegialischen Frieden wieder herstellte — Und was ward aus dem Patienten? — Je nun, er untersetzte denselben nach oben und unten, und genas nachher so gut er konnte —

Im Winter 1802 veranlaßte der öftere schnelle Wechsel der Witterung in Paris, und in den umliegenden Gegenden, welche die leichte Modetracht der Hauptstadt nachahmten, eine Krankheit, die die französischen Ärzte, denen es nicht leicht an Namen und Worten fehlt, la grippe nannten. Im Norden Eurovens, (wo sie bey einem ähnlichen, die Ausdünstung plötzlich unterdrückenden Wetter, vor einigen Jahren herrschte) behandelte man dieselbe mit diaphoretischen Arzeneien, denen man, wo Anzeigen dazu vorhanden waren, ein Brechmittel voranschickte, und ich erinnere mich nicht, daß auch nur ein einziger daran gestorben wäre. Hier hingegen, wo man mit Aderlassen und Purgiren dagegen zu Felde zog, wurden (wie man auch in den deutschen Zeitungen gelesen hat) innerhalb wenig Wochen mehrere tausend Menschen hinweg gerafft, so daß man nicht leicht eine Familie fand, die nicht einen nahen Verwandten, oder einen Freund zu beweinen hatte.

Endlich gerieth die gelehrte Facultät auf den Gedanken, daß schweißreibende Mittel von Nutzen seyn könnten. Man versuchte sie, der Tod ließ seine Sichel fallen, und die Söhne des Askulap riefen auf allen Gassen Victoria, das

heißt, sie ließen ein Flugblatt bekannt machen, welches dem Publikum die diaphoretische Methode, als probat empfahl. Man befolgte dieselbe, befand sich wohl dabei, und die jungen Damen vergaßen nun den Verlust ihrer Gatten, Väter, Brüder u. s. w. um so eher, da die Sürger versicherten, daß ihnen die Trauerkleider allerliebst stünden.

Eine dem Publikum nicht selten lustig werdende Gewohnheit der Officiers de Santé, besonders der Chirurgen, ist das öffentliche Aushängen gedruckter Zettel, wodurch sie ihre Künste — unter denen die gründliche Cur der venerischen Krankheiten immer oben an steht — und Geheimnisse feilbiethen.

Diese Vertheilung geschieht gewöhnlich durch Weibspersonen, die sich an die gangbarsten Straßen postiren, und die diese Papiere den Vorübergehenden in die Hand stecken: vorzüglich kann man nicht über den Pont neuf und durchs Palaisroyal (von welchem letztern sie alle Hauptzugänge besetzt zu halten pflegen) passieren, ohne wenigstens ein halbes Duzend Zettel zu bekommen. In einem andern Lande würde man es für unanständig und für beleidigend halten, jemanden, zumahl öffentlich und durch ein Frauenzimmer, Mittel gegen Bruchschaden, Krüge, und venerische Krankheiten anbieten zu lassen. Aber in Paris, wo man daran gewöhnt, und, wo das Bedürfnis dieser Mittel oft so dringend ist, denkt Niemand daran.

Wer dieß Gemählde für übertrieben hält, der gehe in eine Pariser Apotheke und beobachte. Es giebt deren freylich einige, welche jene Vorwürfe weniger treffen; und die man daher vergleichungsweise vortreflich nennen könnte. Aber was man hier in dieser Hinsicht vorzügliches findet, das würde in den größern Städten Deutschlands immer noch eine sehr mittelmässige Figur spielen.

Geschichte des Kaffee's.

Fortsetzung.

Billig muß nunmehr eine kurze Beschreibung des Kaffeebaums und seiner Gewinnung folgen.

Unsere Leser könnten sich freylich aus jedem Compendio der Naturgeschichte ausflommende Belehrung darüber verschaffen. Indes, der Ordnung wegen, darf es doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Ich erlaube mir, einige Worte darüber zu sagen:

Der Kaffeebaum wird, wenn er seinem natürlichen Erich überlassen bleibt, 20 Fuß hoch, und wenn er diese Höhe nicht erreicht, so rührt es gemeinlich daher, daß man ihn als einen Strauch niedrig zu halten pflegt. Seine Blätter gleichen dem Citronenblatt, sein liebster Boden ist Sand, und im leimichten oder felsigten verdorrt er. Die Blumen, welche er trägt, haben eine weiße Farbe, und verwandeln sich in eine kirschenförmige dunkelrothe Frucht. Der Baum bringt, nach Art vieler Gewächse der heißen Länder, zu allen Jahreszeiten Laub, Blüthe und Früchte, und giebt, wie gewöhnlich, zwey bis drey Ernten im Jahre. Nachdem die Kirschen eingesammelt worden, so werden sie auf eine dazu eigends verfertigte Mühle gebracht, und dadurch von ihrer äußersten Haut getrennt, wobey der Kern in zwey Hälften fällt, die ein messingenes Sieb aus der Maschine auffängt, und die zerbröckelte Haut durch seine Löcher fallen läßt. Man weicht darauf die Kerne eine Nacht in Wasser, trocknet sie, und bringt sie unter ein rundes hölzernes Klog, das ein Pferd um seine Axt treibt, (wie z. B. die Waidseine oder Waidmühlen) um sie von dem inneren Häutchen zu befreyen. Endlich werden sie der Schwingmühle, die vom Winde getrieben wird, übergeben, damit diese durch schnelles Herumdrehen das vollends bewirke, was das Klog nicht ganz hat bewerkstelligen können. Manmehr bringt man sie in die schicklichen Behältnisse zum Verkauf.

Unter uns Deutschen wissen die meisten unstreitig, wie dieser Trank bereitet werde. Wir rösten und zermahlen die Bohnen durch eigene Instrumente. In der Levante hingegen lachte man den Herrn Niebuhr aus, (der vor mehreren Jahren auf königl. dänischen Befehl eine Reise in die Morgenländer unternahm, und uns mit einer sehr lehrreichen und angenehmen Reisebeschreibung daher beschenkt hat) als er seine Kaffee- und Pfeffermühle zum Vorschein brachte. Dort stößt man die Kaffeebohnen bloß grob entzwey und gießt heißes Wasser darüber; wobey man versichert,

daß er, auf diese Weise bereitet, weit angenehmer schmecke. Es sieht unsern Leserinnen frey, den Versuch selbst zu machen; vielleicht, daß sich Ehre dabey erwerben ließ. In der Levante trinkt man den Kaffee auch ohne Milch und Zucker, und wahr ist es, daß seine Aromatische desselben wird auf diese Weise der Zunge empfindbarer. Wir mögen das gewöhnlich nicht; darum fügen wir Milch oder Sahne bey, denn so wird durch das gröbere Fett das feine öfliche Wesen des Kaffees eingewickelt, und wir schmecken es weniger. Ja, um es noch unmerklicher zu machen, werfen wir Zucker in die Tasse. Auch den heißen Überguß über die frischen so eben getrockneten Hülsen genießt der Morgenländer, und der Gaumen soll einen weit angenehmeren Kizel dabey empfinden, als bey dem gedrahten Bohnentrant. Die Franzosen nennen es Kaffee a la Sultane. Wir können dieses Gutes nicht theilhaftig werden, weil die Hülsen sich nicht bis zu uns transportiren lassen.

Der angenehme Geschmack unsers Kaffees rührt ohne Zweifel von dem flüchtigen öflichen Wesen her, welches die Natur ihm beygestellt hat. Man röstet ihn in der Absicht, um das Oehl loszubinden, damit er ins Wasser übergeben kann. Röstet man ihn aber zu stark, oder in offenen Gefäßen, so verdirbt man ihn ganz gewiß. Genes seine öfliche Wesen verfliegt, und der Rest wird zur Kohle, die zwar das Wasser schwarz färbt, ihm aber einen widrigen Geschmack mittheilt. Durch eine solche Unvorsichtigkeit wird mancher gute Kaffee unschmackhaft gemacht, und sie ist die Ursache, warum eine Köchinn oft aus vielen Bohnen nicht den angenehmen Trank herstellen kann, den eine andere aus weit wenigern macht. Wenn der Kaffee anfängt braun zu werden: so muß man ihn vom Feuer nehmen, und in einem bedeckten Gefäß erkalten lassen. Kaum daß das letztere geschehen ist, muß man ihn grob mahlen und verbrauchen. Es ist also gar nicht nach der Regel, wenn man mehrere Pfunde zum voraus brennt, und sein geistiges Wesen verfliegen läßt. Daß aber dasselbe wirklich von ihm weicht, das beweist der starke Geruch, den der Kaffee während und nach dem Brennen oder Rösten von sich giebt. Auch das allzulange Kochen ist ihm nicht zuträglich, weil er dadurch, wie alle eßbare Dinge zu viel von seinem geistigen Wesen verliert.

Nur noch zwey Worte über die Güte der Bohnen. Soll sie der Kenner für gut nehmen: so müssen sie klein, grünlich und fest seyn. Die jungen frechsten Bäume bringen die größten, aber schlechtesten magersten Bohnen. Ferner muß der Kaffee trocken und nicht muffig seyn, das heißt, nicht nach andern Dingen riechen. Die Engländer packen allerley stark riechende Sachen auf ihre Kaffeeschiffe, und verderben ihn damit.

Die Probe des Kaffees besteht darin, daß man über die rohen Bohnen ein wenig siedend heißes Wasser gießt, und dasselbe einige Minuten darauf stehen läßt. Über dem besten wird das Wasser eirongelb werden, über dem schlechtesten aber braun oder grün. Die Kaufleute brauchen dieß Mittel oft, als einen Kunstgriff, um verdorbne Bohnen zu verbessern; und benehmen ihnen dadurch auch wirklich etwas von dem übeln Geschmack. Aber guter Kaffee wird dadurch nicht hervorgebracht, ob man es gleich oft in Büchern liest.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:

Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindes Loos:
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft in der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter jährlich unter Küßen
Von einer Brust zur andern legt.
Kein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einsalt der Natur:
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinigkeit zu verschmerzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Söthlichkeit der Jugend,
Und sandte ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna, schweben,

Mit ihrem Widerschein vor einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finst'rböhlte
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dem erhabnes Bild!

Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollen-
dung dringt,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch ein Triumphzug naht vor ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht;
Es wandeln Grazien — wie Sterne
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wie-
derschein.

Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodien,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick; dahin den Geist uns
wenden!

Wir dürfen uns der hohen Weibung freuen!
Das Himmelspfand in unsern
Händen
Ist — eines Himmels werth zu
seyn.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde;
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage
bürde:

Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.
Das Schicksal waltet im Naturgebiete;
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Freveltthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüthe.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hebrä's Leben
fällt.

Sie trägt so gut den Narren, der ihre Blumen
pflücket,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz er-
wirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs er-
drückt

Die Lebenskraft, und Büßon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Faser stockt, ins Grab;
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unter
wandelt.

Sie schüttet ihren Blis herab,